

Emmanuel Carrère: „Kolchose“

Nabokov, Chagall und die ganze Familie

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 16.10.2026

Von der Staatenlosigkeit an die Spitze der Gesellschaft: Emmanuel Carrère schreibt in seinem neuen Buch schwungvoll-mitreißend über die eigene Familiengeschichte. Im Mittelpunkt: Die Mutter des Autors, erste weibliche Sekretärin der Académie française und Putin-Freundin.

Es beginnt mit der Trauerfeier für Hélène Carrère d'Encausse. Die Mutter von Emmanuel Carrère war Historikerin, erste weibliche Sekretärin der ehrwürdigen Académie française, Bestsellerautorin, Ehrendoktorin von rund zwanzig Universitäten, Abgeordnete im Europäischen Parlament und und und.

„In den letzten Monaten ihres Lebens habe unsere Mutter alles darangesetzt, die neunte Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie française zu einem guten Ende zu bringen. Am 6. Juli, genau einen Monat vor ihrem Tod, habe sie die Sitzung geleitet, in der man das letzte Wort der französischen Sprache definiert habe: zygomatisch.“

Die Trauerrede, die Carrère hier referiert, hält niemand Geringeres als der Präsident der République française, Emmanuel Macron. Und Macrons Rede macht der geistreichen Wissenschaftlerin und Autorin alle Ehre.

Vive la France

„Nach zygomatisch“, schließt Macron, „kann man in Ruhe sterben. Und jetzt sind Sie es, die Enkelin der Steppen und Mutter der Kuppel, die Staatenlose und die Matriarchin, die Waise und die Zarin, der das trauernde Frankreich ein letztes Mal die Ehre erweist. Vive la République! Vive la France!“

Der effektvolle Höhepunkt der tatsächlich so gehaltenen, online noch nachschaubaren Trauerrede, ist, so denkt man, fast zu gut, um wahr zu sein. Wie sich gegen Ende von „Kolchose“ herausstellt, entspricht dieser Schluss – „zygomatisch“ bedeutet soviel wie: „das Jochbein oder den Lachmuskel betreffend“ – tatsächlich nicht ganz der Wahrheit. Macron oder sein Redenschreiber, so Carrère, hätten sich einige Freiheiten genommen, was der Sohn aus literarischer Sicht durchaus gutheißt. Fast scheint es, als erteile sich der Autor damit selbst

Emmanuel Carrère

Kolchose

Übersetzt von Claudia Hamm

Matthes und Seitz

512 Seiten

28 Euro

die Absolution für eigene Freiheiten im Umgang mit den Tatsachen. Zumindest muss der Leser, muss die Leserin diesen kleinen Dreh als Warnung auffassen: nicht alles in „Kolchose“ für bare Münze zu nehmen, auch wenn, anders als bei autobiographischen Fiktionen heutzutage üblich, das Wort „Roman“ auf dem Cover von „Kolchose“ fehlt.

Nabokov und die Surabaschwilis

Für die, wenn man so will, historische Genauigkeit beim Schreiben über die Geschichtsprofessorin, die seine Mutter war, sorgt auf der anderen Seite Carrères Vater, der, ganz profan, im Versicherungswesen tätig war. Schon während er durch Frankreich reiste, um über die Jahrzehnte hunderte Filialen für seinen Arbeitgeber aufzubauen, und mehr noch, als er in Rente ging, interessierte er sich vor allem für den Stammbaum seiner berühmten Frau, eine Genealogie, die man sich für einen Roman nicht besser hätte ausdenken können: zu ihren Vorfahren gehörten deutsche und russische Adelige – einer von ihnen war gar an der Ermordung Zar Pauls I. beteiligt – auf der anderen Seite Bürgerliche aus Georgien; die heutige Präsidentin Georgiens, ehemals Botschafterin Frankreichs in Tblissi, ist die Cousine von Hélène. Selbst die Mutter Stalins, des berühmtesten Georgiers, kreuzt in diesem Buch immer wieder den Weg der Surabaschwilis, wie der georgische Zweig der Familie heißt, bevor er, wie der russische Zweig, von der Revolution erst nach Berlin, dann nach Frankreich gespült wurde.

„Nansen taufte einen Ausweis auf seinen Namen, der Flüchtlingen aus Russland oder von anderswo erlaubte, zu reisen und internationalen Schutz zu genießen. Meine gesamte Familie mütterlicherseits, Russen wie Georgier, waren staatenlos. Meine Mutter war staatenlos und (ihr Bruder) Nicolas war staatenlos, ihr einziger Ausweis war dieses schmale Dokument, das sie mit Nabokov, Chagall und Strawinsky gemein hatten.“

2007 veröffentlichte Emmanuel Carrère ein Buch unter dem Titel „Ein russischer Roman“. Schon darin greift er auf die eigene Familiengeschichte zurück, vor allem auf die Geschichte seines Großvaters mütterlicherseits, der während des Zweiten Weltkriegs auf Seiten des Vichy-Regimes stand, in den Wirren um die Befreiung von Paris verschwand und wahrscheinlich getötet wurde. Carrères Mutter wollte nicht, dass er dieses Buch veröffentlichte. Sie sah die Geschichte ihres Vaters als die ihre an, während ihr Sohn sagte, es sei zwangsläufig auch die seine. Das führte zu einem Bruch in der innigen Mutter-Sohn-Beziehung: ein familiäres Spannungsfeld, in dem der Vater praktisch keine Rolle spielt, wenn auch seinem Sterben in „Kolchose“ durchaus Platz eingeräumt wird. Allerdings begegnet uns dieser Vater nur als Untergebutterter. Die nach einigen Jahren wiederhergestellte Nähe zwischen den beiden Genies der Familie, Mutter und Sohn, nimmt auch wegen des Konfliktpotentials weit mehr Raum ein.

Der schlimme Mozart

Man könnte dabei an die Werke von Annie Ernaux oder Didier Eribons „Eine Arbeiterin“ denken, aber Carrère geht es weder darum, seine Mutter als Vertreterin einer Klasse noch als exemplarisches Beispiel für eine bestimmte Generation und ein Milieu darzustellen. Dafür ist er zu sehr Romancier, zu sehr interessiert an farbigen, sprechenden Szenen. Und bisweilen kommen einem die Figuren, die er zeichnet, tatsächlich vor, als seien sie Balzacs „Menschlicher Komödie“ entsprungen.

Irgendwann schließlich, so Carrère, habe seine Mutter die Menschen nicht mehr angeschaut, sie habe sie vielmehr gemustert. Sie war der brillante Mittelpunkt in jeder Gesellschaft, pflegte Umgang mit Politikern, Wissenschaftlern und Künstlern, hatte selbst aber keinerlei musikalische Ader, im Gegenteil.

„Wie ihr Vater mochte sie Musik ganz einfach nicht, und es genügte ihr nicht, sie nicht zu mögen: Sie verabscheute sie – ähnlich wie eine gewisse Dame, die ich einmal kannte und die, weil sie Musik genauso wenig mochte, besonders wütend auf Mozart war. ‚Gerade der‘, wettete sie, als spräche sie über eine Bande von Übeltätern, ‚der ist der Schlimmste von allen!‘ Das hinderte meine Mutter, als sie später berühmt war, allerdings nicht daran, eines Tages einer Einladung des Senders Radio Classique zu folgen und dort eine Stunde lang über ihre musikalischen Vorlieben zu schwadronieren (die nicht nur erfunden, sondern auch zum Heulen banal waren) und an einer Stelle tiefgründig und geheimnisvoll zu sinnieren, dass diese angeborene, tiefe Liebe zur Musik von ihr doch eigentlich erstaunlich sei, da es keinen einzigen Musiker in ihrer Familie gebe. Erinnern wir uns: Ihr Bruder, ihre Schwägerin und ihre beiden Schwiegereltern waren alle vier Berufsmusiker.“

Diese blinden Flecken in Hinsicht auf die eigene Familiengeschichte erstreckten sich auch aufs Feld der Politik. Es ist ausnehmend spannend zu beobachten, wie Carrère das Private mit dem Politischen in Verbindung bringt. Allerdings muss man für diese Beobachtung etwas Abstand nehmen, recht eigentlich ist es eine nachträgliche Beobachtung, denn die Erzählung schreitet so flink voran, dass man im Moment des Lesens keine Zeit dafür hat. Carrère schreibt mit solcher Stringenz und zugleich Leichtigkeit, jongliert derart virtuos mit seinem Material, das er geschickt in zahlreiche Kapitel und kleinere Unterkapitel gliedert, dass man trotz der Vielzahl von Namen und Querverbindungen sofort vom Erzählfluss eingesogen wird. Durch Einwürfe wie „Sie erinnern sich an die Mutter von Stalin“ meint man, einer persönlichen Plauderei beizuwohnen. Und persönlich, ja intim, ist vieles von dem, was er erzählt, von seiner Beziehung zu den Eltern ohnehin, aber auch von seiner engen Beziehung zum geliebten Onkel Nicolas, einem Komponisten. Überdies gibt es immer wieder Einschübe, die uns mit Carrères eigener diffiziler, ja labiler psychischer Disposition in Berührung bringen, seiner bipolaren Störung, seiner Schwierigkeit, langfristige Beziehungen aufrecht zu erhalten, oder dem Wunsch, ein großer Leidender zu sein. Der wird von seiner Frau Charlene gekonnt konterkariert. Wobei die Eloquenz, mit der sie ihm seine Eitelkeit vor Augen führt, freilich so klingt, als käme sie aus seinem Mund.

Hélène und Wladimir

„Wenn man die Dinge objektiv betrachtet, hast du kein einziges wirkliches Drama erlebt. Beste Gesundheit, die berühmten guten Gene, keine Geldsorgen, beneidenswerte Anerkennung als Schriftsteller, alle um dich herum am Leben, und bei all dem bist du zu einer Art beglaubigter Spezialist für psychisches Leid, Wahnsinn und Abgründe geworden, ich habe sogar ein Interview gehört, in dem die Journalistin ehrfürchtig von deiner Resilienz sprach. Deine Resilienz! Natürlich, die Menge an Prüfungen, die das Schicksal euch beschert hat, ist nicht klein, das ist sie nie, aber es gibt wirklich, wirklich Schlimmeres, findest du nicht?“ Ich nicke, was sonst.“

Im Vorwort rechtfertigt sich Emmanuel Carrère auf sehr überzeugende Weise dafür, in Zeiten, in denen die Welt vor die Hunde geht und die Menschheit wahlweise vom

Klimawandel, von der KI oder von Donald Trump an den Abgrund geführt wird, seine persönliche Familiengeschichte zu schreiben. Dass diese Familiengeschichte jedoch eng mit den politischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts verknüpft ist, wird dann ziemlich schnell deutlich, und zwar über das übliche Maß hinaus. Sie reicht bis in unsere Tage hinein. Hélène war nämlich nicht einfach nur eine Historikerin, die Bücher über Lenin und Stalin geschrieben hat, sie lernte auch Wladimir Putin persönlich kennen, als er noch Ministerpräsident unter Boris Jelzin war. Beharrlich nannte sie Putin einen Mann des Friedens, während ihr Sohn, wie er sagt, von keinem politischen Ereignis so betroffen war wie von dem Überfall auf die Ukraine. Als Reporter ist er ins Kriegsgebiet gefahren, und einige der eindrucklichsten Passagen in „Kolchosa“ handeln von dieser Reise. Der 24.2.2022 habe auch seiner Mutter die Augen geöffnet, schreibt Carrère, doch bis zuletzt habe sie eine erschreckende Aura emotionaler Kälte umgeben: „lila Bluse, blonde Fönfrisur, gnadenlose Freundlichkeit“ – so porträtiert er die professionelle, eloquente und selbst für den Sohn schwer durchschaubare Hélène Carrère d’Encausse. Erst in Wladimir Putin hat sie ihren Meister gefunden.

„Jelena Giorgijewna“, sagte er, „wir sind uns schon einmal begegnet.“ Meine Mutter stutzte. „Mit Boris Nikolajewitsch“, half Putin nach. „Ach so“, rief meine Mutter, „natürlich, Wladimir Wladimirowitsch! Ja, natürlich, ich erinnere mich.“ Darauf Putin mit seinem Lächeln einer Katze, die sich anschickt, die Maus zu fressen: „Nein, Jelena Giorgijewna, Sie erinnern sich nicht. Aber ich schon. Mich zu erinnern ist mein Beruf.“

Nach ihrem Tod am 5. August 2023 schickte Putin ein Telegramm, in dem er Hélène als große Freundin seines Russlands bezeichnete. Eine Ehre, die man niemandem wünscht.